

aber ohnehin irrelevant. Am deutlichsten wird das Problem des kybernetischen Ansatzes, wenn man es in seiner Konsequenz zu Ende denkt: Denn das würde bedeuten, dass sich die Steuerlogik von rückgekoppelten Maschinen auf den Menschen übertragen ließe. Und hier zeigt sich dann auch gleichzeitig das Defizit von Erklärungsmodellen, die mithilfe von Analogien generiert werden, die mit der Reduktion von Merkmalen konstruiert sind: Sie versagen regelmäßig, weil man nicht selten genau die Merkmale wegreduziert, die für die Erklärung entscheidend sind. So muss die Kybernetik für eine Mensch-Maschine-Analogie jede Form intentionalen Handelns als Merkmal ausschließen und generiert damit für den Menschen ein defizitäres Erklärungsmodell.

Die mit Analogie übertragenen Prinzipien, die für eine Rationalisierung geisteswissenschaftlicher Ansätze (Flusser) oder zur Rationalisierung eines Erklärungsmodells für ein psychosoziales Ereignis (Kybernetik) bemüht werden, scheitern systematisch an ihrem Gegenstand, eben weil das Erklärungsmodell nicht an dem Objektbereich selbst entworfen wird und weil naturwissenschaftliche Erklärungsmodelle nicht mit geisteswissenschaftlichen Erkenntnisinteressen kompatibel sind.

7.3 Ein geisteswissenschaftlicher Zugriff auf technische Apparate

Die theoriekonstitutive Analogie in den Geisteswissenschaften ist also zuallererst eine strategische Argumentationsfigur. Sie ist aber ebenso ein Symptom für eine tiefergehende Problematik. Denn bringt man die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung auf den einen gemeinsamen Nenner, dann ist es, die Schwierigkeit der Geisteswissenschaften Aussagen über einen Gegenstand zu machen. Dieses Problem ist nicht neu, denn selbst Erklärungsmodelle für den namensgebenden *Geist* stehen bis heute noch aus und werden sukzessiv von der Kognitionsforschung nachgeliefert. Am Gegenstandsbereich der Technik werden die Unzulänglichkeiten geisteswissenschaftlicher Theoriebildung aber besonders deutlich. Die Versuche einen Zugriff über Analogien oder Metaphern herzustellen, sind die Symptome dieses Problems.

Das ganze Projekt deswegen für gescheitert zu erklären, ist allerdings auch keine Lösung, denn dass eine Theoretisierung von Technik und Medien von Seiten der Geisteswissenschaften nötig ist, zeigt sich schon allein an ihrer soziokulturellen Bedeutung, aber auch an ihrer Rolle für die Genese von ganzen Wissensbeständen.

Die Frage, warum der Himmel blau ist, brachte Einstein 1910 angeblich zu seiner *Theorie der Opaleszenz*. Es sind oftmals die scheinbar selbstverständlichsten Phänomene, die zu erklären, die größte Herausforderung stellen. Die Antworten auf solche Fragen berühren dann häufig das Allergrundlegendste. Warum also, kann man in diesem Sinne fragen, ist ein geisteswissenschaftlicher Zugriff auf technische Entitäten so problematisch?

Mit den Versuchen eines geisteswissenschaftlichen Zugriffs auf Technik wird eine ontologische Differenz von technischen Phänomenen behauptet. Denn Technik als einen Gegenstandsbereich der Geisteswissenschaften anzunehmen, setzt voraus, dass technische Phänomene über mehr als eine nur technische Ebene verfügen. Das naturwissenschaftliche Erklärungssystem muss einen Rest übriglassen, der deswegen systematisch nicht erfasst werden kann, weil er von vollständig anderer ontologischer Art ist.

Das ist die gute Nachricht. Dass es, hingegen der anhaltenden Verkündigung einer Krise der Geisteswissenschaften, offenbar eine ganze Reihe von Zuständigkeiten für den Gegenstandsbereich Technik gibt, die nicht unter naturwissenschaftliche Paradigmen gefasst werden können.

Wenn eine bestimmte Ontologie ein bestimmtes Wissenssystem nach sich zieht, dann hat die notwendige ontologische Differenz der Technik zur Folge, dass der technische Teil von den Geisteswissenschaften nicht erfasst werden kann. D.h., für einen Zugriff auf die technische Ebene fehlen den Geisteswissenschaften sowohl die passenden Methoden sowie Paradigmen als auch das Erklärungssystem. Die technische Ebene ist schlicht inkompatibel mit einem geisteswissenschaftlichen Bezugssystem.

Jetzt bezeugen eine Technikphilosophie, aber auch eine Medienwissenschaft den paradoxen Umstand, dass die von den Geisteswissenschaften notwendig angenommene ontologische Differenz technischer Phänomene, bei der Theoriebildung selbst, wieder geleugnet wird, um Aussagen über das Technische zu machen. D.h., um den Gegenstandsbereich für ein geisteswissenschaftliches Bezugssystem überhaupt operabel zu machen, muss eine ontologische Differenz behauptet werden, die in der Theoriebildung selbst geleugnet wird, um aus der technisch-materiellen Struktur Bedeutung oder Effekte abzuleiten.

Und so stellt sich die etwas polemisch formulierte Frage erneut, was man denn auf der materiellen Ebene der Apparate zu finden glaubt und welcher Logik die daraus gezogenen Schlüsse eigentlich folgen. Warum führt die Linearität der Schrift zu einem linearen Denken (Formanalogie)? Warum die Elektrizität der technischen Apparate zu einer Taktilität der menschlichen

Wahrnehmung (Strukturanalogie)? Und warum die Äquivalenz von Output zur Äquivalenz von Prinzipien der Steuerung (Funktionsanalogie)? Das Problem bei solchen technischen Ableitungen ist es, dass es überhaupt keinen logisch zwingenden Grund für sie gibt. Technische Apparate ermöglichen zwar erst die jeweiligen Nutzungen und Inhalte, sie müssen mit diesen aber nicht kongruent gehen. Das Verhältnis einer technischen zu einer ästhetischen, sozialen, kulturellen oder politischen Ebene ist vielmehr durch das Prinzip der Kontingenz gekennzeichnet, also dem genauen Gegenteil von Notwendigkeit.

Aus den technischen Strukturen, die dem Rundfunk zugrunde liegen, lassen sich keine Schlüsse über soziale, kulturelle, politische oder epistemische Effekte ziehen. Selbst Berthold Brechts Ausführungen zum Radio, über eine Äquivalenz von technischer und sozialpolitischer Systemstruktur, entstammen wohl mehr dem Wunsch nach einem revolutionären Gesellschaftsumbruch als einem tatsächlichen Glauben an einen solcherart notwendigen Zusammenhang.

Dass sich die technische Ebene nicht notwendig in einem anderen Bezugssystem spiegelt, hat dann Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre auch die Gesellschaftsutopien der frühen Internetpioniere begraben. Dezentralisierte, nicht-hierarchisch organisierte technische Strukturen führen nicht automatisch zu dezentralisierten, nicht-hierarchisch organisierten Strukturen in einem politischen, sozialen oder kulturellen Bezugssystem. Im Gegenteil zeigt vor allem die Entwicklung des Internets bzw. World Wide Webs, dass die Implementierung von Technologie genauso an dem Bezugssystem und nicht dieses an der Technik ausgerichtet werden kann.¹⁰ Wer glaubt, die immer wieder diagnostizierte *digitale Utopie*, würde zu einer sozialgesellschaftlichen Utopie führen, wartet vermutlich heute noch. Weder politische, soziale noch ökonomische Systeme habe allein aufgrund von technischen Strukturen grundlegende Umstürze erfahren. Die Prognosen einer *New Economy*, eines *perfekten Markts*, einer vollständig informierten Gesellschaft, einer Auflösung von Monopolen usw. können getrost in das Archiv der Utopien abgelegt werden. Getragen werden diese Vorstellungen von einem restriktiven Glauben in die technische Ebene, der zu einer völligen Überschätzung ihres determinierenden Potenzials führt und alle gewichtigen Faktoren (zumindest für eine gewisse Zeit) überblendet. Mitnichten soll hier der Ansatz vertreten werden, dass die technische Ebene keine Effekte

10 So untersteht das *World Wide Web* vor allem einer ökonomischen Logik und wird immer wieder nach dieser austangiert.

auf anderen Ebenen zeitigen kann, sondern lediglich, dass sich die Art der Effekte nicht allein aus der technischen Ebene ableiten lassen.

Die Analogie als ein Symptom von geisteswissenschaftlichen Unzulänglichkeiten berührt damit im Kern die sehr grundsätzliche Frage, was geisteswissenschaftliche Theorien überhaupt zu leisten im Stande sind und ob sie anders als mit Analogien auf technische Objekte zugreifen können?

Man sollte diese Fragen durchaus ernst nehmen, denn am Horizont taucht mit dem sogenannten *New Materialism* bereits seit einigen Jahren das nächste theoretische Programm auf, das eine ontologische Entdifferenzierung von Mensch und Dingen forciert. Und auch alles, was man unter dem Label *Künstliche Intelligenz* führt, ein Gegenstandsbereich, der die Analogie bereits im Namen trägt, wird in Zukunft über normative Zuschreibungen und Zuspitzungen theoretisch hinauskommen müssen.¹¹ Wie initiiert man also den strukturellen Bruch von einer reinen Technik- bzw. Mediengeschichte¹², hin zu einer Theorie, die Erklärungsmodelle für die epistemischen, sozialen, kulturellen usw. Effekte von Medien bzw. Technik liefert?

Was für die Technikphilosophie gilt, gilt ebenso für die Medientheorie: Diese Art von Theorien erfassen nicht einzelne technische Artefakte oder Medien(technologien), sondern Systeme. Genau darin besteht ja der Wert der Kapp'schen Technikphilosophie und der McLuhari'schen Medientheorie. Nicht in dem propositionalen Gehalt ihrer Annahmen, dem prognostischen Potenzial ihrer Modelle oder einer strategisch normativen Geschichtsschreibung, sondern in dem Versuch Technik bzw. Medien als Ganzes zu fassen und für

11 Zu erwähnen sei hier die September Ausgabe 2019 der *Zeitschrift für Medienwissenschaft* mit dem Titel *Künstliche Intelligenzen*, in deren Beiträgen es nicht darum geht, normative Diskurse zu verlängern, sondern nach dem Medialen dieser Technik selbst zu fragen. Gesellschaft für Medienwissenschaft (Hg.). Heft 21: *Künstliche Intelligenzen*. Jg.11 (2019), Nr.2. URL: <https://doi.org/10.25969/mediarep/12615>.

12 Unter einer Technik- oder Mediengeschichte soll hier eine chronologische Darstellung verstanden werden. Ein wesentlich weiterer Begriff findet sich bei Schröter und Gregor Schwing unter dem Eintrag *Modelle des Medienwandels und der Mediengeschichtsschreibung* im *Handbuch Medienwissenschaft*. Die hier drunter gefassten Modelle haben den strukturellen Bruch zu einer reinen Geschichtsschreibung schon vollzogen, indem sie Modelle mit einer eigenen Logik entwickeln (eskalativ, evolutionär, externalisierend usw.). Dafür musste aber immer schon ein geisteswissenschaftlicher Zugang gefunden werden, so dass die qualitative Differenz, die hier betont werden soll, unter diesem Verständnis hinfällig wäre. Vgl. Jens Schröter, Gregor Schwing [2014]. *Modelle des Medienwandels und der Mediengeschichtsschreibung*. In: Schröter 2014, S. 179-189.

die Geisteswissenschaften greifbar und damit verhandelbar zu machen. Solche Art von Theorie geht notwendig mit einer Begriffskonstitution und der Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs einher. Und hier fangen die Schwierigkeit dann an, denn man hat es mit einer Vielzahl von heterogenen Phänomenen zu tun, die unter ein definitorisch Gemeinsames gebracht werden müssen.

Wenn man also von *der Technik* oder *den Medien* spricht, dann meint man nicht einen Hammer, eine Relaischaltung oder einen Verbrennungsmotor und ebenso wenig den Film, das Radio oder die Schrift, sondern das diesen Objekten Gemeinsame. Die Schwierigkeit potenziert sich zusehends, wenn man neben einem fest umrissenen Gegenstandsbereich zusätzlich eine allgemeingültige Wirkweise für die Entitätenmenge bestimmen will. Und es ist deswegen auch überhaupt nicht verwunderlich, wenn man sich dabei an metaphorischen oder auf Analogien gründenden Definitionen versucht, weil diese ihrer Natur nach vage sind und deswegen über einen großen Deutungsspielraum verfügen. Unter die Begriffe *Extensionen*, *Organprojektionen* – und wenn man etwa Arnold Gehlens Triade einer *Organverstärkung*, *Organersatz* und *Organausschaltung* an dieser Stelle zur Verdeutlichung noch hinzunehmen möchte – sowie eben auch dem berüchtigten *Missbrauch von Heeresgeräte*, lassen sich eine Vielzahl von Entitäten fassen, weil es eben genau das ist, was unpräzise Begriffsverwendungen leisten: Sie sind nicht-ausschließend und deswegen bis zu einem großen Grad gegenstandsunabhängig.

Obwohl eine offene Begrifflichkeit für die Theoriebildung strategisch genutzt wird, wird sie innerhalb der Theorie selbst selten wirklich ernstgenommen. Denn ein Begriff, der alles bezeichnet, bezeichnet am Ende des Tages nichts mehr, so wie Objektbereiche, die alles fassen, am Ende nichts mehr fassen. Folglich wird eine Relativierung durch Selektion vorgenommen, ohne diese an irgendeiner Stelle zu explizieren. Diese notwendige Restriktion des Objektbereichs verläuft nach zwei Mustern: Erstens operieren die Theorien mit Begriffen, die bereits über eine vortheoretische Existenz verfügen. Es ist immer schon intuitiv klar, was als technisches Artefakt oder als Medientechnologie gelten kann bzw. was eben nicht und d.h. eben auch, dass das Ausufern des Gegenstandsbereich sich von selbst reguliert. Zum anderen verfahren die meisten Theorien selbst äußerst selektiv, nicht nur was die Gewichtung von einzelnen technischen Artefakten oder Medien betrifft, sondern auch hinsichtlich der Entitäten, die in den Gegenstandsbereich fallen. Während Kapps Auswahl noch recht konventionell daherkommt, ist die von McLuhan zwar um einiges ausgefallener (so finden sich neben den klassischen

technischen Massenmedien auch Kleidung, das Auto, Straßen und Nachrichtenwege), deswegen aber nicht weniger umrissen.

Wenn die metaphorischen Begriffskonstitutionen auch als Klammern funktionieren, scheitern sie strukturell, weil die Integrationsleistung auf Motive beschränkt bleibt. D.h., in dem Moment, in dem von der metaphorischen Begriffskonstitution auf eine Analogiekonstruktion umgeschaltet wird, die ein Konzept konstituieren soll, dieses den Gegenstandsbereich nicht mehr fasst.

Ein (medien)technisches Apriori bedeutet erst einmal eine Konstitutionsleistung von Technik bzw. Medien in einem geisteswissenschaftlichen Bezugssystem, ohne dass damit schon gesagt wäre, wie diese konkret zu beschreiben ist. Dabei ist die Tatsache, dass Technik und Medien auf ein anderes System wirken die Minimalvoraussetzung für eine geisteswissenschaftliche Beschäftigung und eigentlich unstrittig. Strittig ist hingegen, wie Medien wirken und in welchem Grad. Dass einzelne Medien oder einzelne technische Artefakte auf andere Bezugssysteme wirken, ohne dass damit schon eine konstitutive Leistung einhergehen würde, ist ebenso unstrittig. Mehr noch gehört die Wirkweise von Medien zum analytischen Geschäft von Medienwissenschaft. Die Wirkweise von Medien als ein System hat hingegen eine andere strukturelle Qualität. Dass und vor allem wie Medien wirken, lässt sich dann nicht mehr empirisch an Einzelepisoden festmachen, sondern muss theoretisch als die Eigenschaft eines Systems begründet werden.

In der Vergangenheit hat das offenbar dazu geführt, dass von einer Wirkweise auf eine Konstitutionsleistung umgeschaltet wurde. Der theoriestrategische Grund dahinter ist die Möglichkeit, mit dem Apriori eine universelle Integrationsleistung zu erreichen, die über zwei entscheidende argumentative Vorteile verfügt. Zum einen bringt ein Konstituens die Notwendigkeit mit, die eine nicht-kausale Wirkweise niemals haben kann und zum anderen vermeidet man, sich der Verlegenheit aussetzen zu müssen, aus den vielen differenten Wirkweisen von Medien oder Techniken eine gemeinsame zu destillieren und auf einer metaphysischen Ebene zu implementieren. Mit einem apriorischen bzw. konstitutiven Status des Objektbereichs generiert man auf einen Schlag eine Bedeutung für das Bezugssystem und ein notwendiges Bedingungsgefüge. Die spezifischen Eigenschaften, sowohl des Objektbereichs als auch des Bezugssystems, spielen dann überhaupt keine Rolle mehr; d.h., die Integration eines Objektbereichs in ein artfremdes Bezugssystem über seinen konstitutiven Status kann als ein disziplinunabhängiges Manöver verstanden werden.

Die Frage ist immer, wie das Apriori in die Theorie aufgenommen wird. Wie wird es begründet, wie theoretisch situiert? Die Antwort darauf lautet in den meisten Fällen, eigentlich überhaupt nicht. Der apriorische Status von Entitäten wird i.d.R. einfach als selbstverständlich betrachtet. Weil niemand die Relevanz von Technik und Medien bezweifelt, scheint die Sache selbst-evident und überhaupt nicht begründungswürdig. Relevant oder aber konstitutiv zu sein, sind allerdings zwei vollständig verschiedene Dinge. Relevanz ist wesentlich schwächer und spielt in diesem Fall auf die *Bedeutung* hin. Konstitutiv, selbst wenn man jeglichen Absolutheitsanspruch abzieht, kommt hingegen nicht um einen notwendigen Konnex umhin. Die Rede von einem medientechnischen, technischen oder medialen Apriori ist natürlich viel zu stark und eine Art Verlegenheitshandlung, die Komplexität reduziert, indem sie den Objektbereich mit einer Unbedingtheit ausstattet, ohne den so geschaffenen Konnex genauer durchdeklinieren zu müssen. Damit ist dann zwar ein geisteswissenschaftlicher Zugang gelegt, es bleibt aber bis dahin unklar, wie die konstitutive Leistung am Ende genauer zu bestimmen sein wird. Die Funktion einer argumentativen Apriorifigur bleibt damit auf die Theoriegenese selbst beschränkt, ohne darüber hinaus erklärende, begriffliche oder epistemische Qualitäten zu haben.

Das Auftauchen von Metaphern und Analogien, vorausgesetzt sie sind konstitutiv für Theoriebildung, muss als Indikator verstanden werden, der ziemlich verlässlich die Orte anzeigt, an denen eine Theorie strukturell zu scheitern droht. Folglich sind es eben genau die Stellen, die über die Möglichkeit und Unmöglichkeit eines geisteswissenschaftlichen Zugriffs auf Medien und Technik entscheiden.

Dass die Medienwissenschaft eigentlich ohne eine generelle Theorie auskommt, beweist sie seit ihrer Gründung; d.h., während großangelegte Theorieentwürfe mit gewissenhafter Regelmäßigkeit scheitern, funktioniert ein pragmatisch-analytischer Zugriff auf Medien und Technik erstaunlich gut. Und man kann sich fragen, wie sinnvoll eine generelle Medientheorie überhaupt ist, die mit einem universalen Anspruch auftritt, oder ob man es nicht lieber eine Nummer kleiner versucht, also mit konkreteren Modellen mit erklärendem Potenzial, die dann zwar nicht universell funktionieren, aber zumindest Wissen über Medien akkumulativ erweitern.

»Ein Problem«, schreibt Hans Vaihinger 1911 in *Die Philosophie des Als Ob*, »zum ersten Mal richtig und scharf zu stellen, das ist bekanntlich in der Geschichte der Wissenschaften oft von grösserem Nutzen gewesen, als immer

neue Lösungsversuche alter Probleme vorzunehmen.«¹³ In diesem Sinne versteht sich die vorliegende Arbeit als der Versuch, eine riskante Strategie geisteswissenschaftlicher Theoriebildung klar benannt und damit einen grundlegenden und selbstverständlichen Modus in Frage gestellt zu haben.

13 Hans Vaihinger [1911]. *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*. Leipzig 1922⁸, S.XII.